



DIE EUCHARISTISCHE „EINSAMKEIT“ JESU

Ich habe mir ein etwas eigenartiges Thema ausgesucht: die eucharistische „Einsamkeit“ Jesu. Die diesbezüglichen Überlegungen sind allerdings nichts anderes als ein Kontrastbild zu einem Bericht aus dem Markusevangelium. Worum geht es? Die Apostel kehrten von einer Missionsreise zurück und erzählten von ihren Erlebnissen. Markus berichtet: *„Da sagte Jesus zu ihnen: Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus. Denn sie fanden nicht einmal Zeit zum Essen, so zahlreich waren die Leute, die kamen und gingen. Sie fuhren also mit dem Boot in eine einsame Gegend, um allein zu sein. Aber man sah sie abfahren und viele erfuhren davon; sie liefen zu Fuß aus allen Städten dorthin und kamen noch vor ihnen an. Als er ausstieg und die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben.“* (6,31-34)

Das war ein bezeichnendes Bild für den äußeren Ablauf des Lebens Jesu in seiner Heimat und bei seiner Tätigkeit. Wo er war, gab es massive Menschenansammlungen. Wohin er kam, wurde er bereits von Menschenmassen erwartet. So musste er einmal sogar auf ein Boot flüchten, um nicht erdrückt zu werden. Es gab für Jesus keine einsamen Orte. Wenn er einen finden wollte, musste er in der Nacht einen Berggipfel aufsuchen. Dabei konnte er in seinem irdischen Leben immer nur an einem einzigen Ort zu finden sein. Eben dort wurde er von den vielen Menschen gesucht und gefunden, auch ohne Auto und Handy.

Verlassen wir nun den Schauplatz seiner irdischen Tätigkeit. Ich habe von einem Kontrastbild gesprochen. Wenn wir das eucharistische Leben Jesu vor Augen haben, ist alles, wovon wir gesprochen haben, auf den Kopf gestellt. Die Orte, wo Jesus in seiner sakramentalen Gestalt gegenwärtig ist, gehören zu den Orten, die am meisten einsam und verlassen sind. Es sind unsere Kirchen und Kapellen, in denen das ewige Licht auf die wirkliche und reale Gegenwart Christi hinweist. Im Tabernakel ist er nicht in menschlicher Gestalt zu sehen. Wir sehen nicht seine Gesichtszüge, seine Augen und Hände; wir hören nicht den Klang seiner Stimme, hören nicht aus seinem Mund menschliche Worte. Das ist für uns vielleicht ein Nachteil. Wir müssen im Glauben ergänzen, was wir mit den Sinnen nicht wahrnehmen können. Überwiegen jedoch die Vorteile nicht haushoch die Nachteile? Wer Jesus sucht, muss ihn nicht an einem einzigen Ort suchen. Er muss nicht wie seine Zeitgenossen lange Fußmärsche in Kauf nehmen, um ihn zu finden und ihm zu begegnen. In Großstädten genügt ein Kurzstreckenfahrtschein für Tram oder Bus, außerdem haben wir Autos und andere Verkehrsmittel. Demnach müssten sich die Szenen von damals in viel größeren Ausmaßen wiederholen. Die Menschaufläufe müssten noch gewaltiger sein, das Gedränge noch bedrohlicher. Unsere Kirchen wären viel zu klein, auch die riesengroßen Kathedralen, um dem Andrang standzuhalten. Wo sind nun die Menschenmassen? Wo sind alle, die durch die Taufe Jünger Jesu und Kinder Gottes geworden sind? Damals hatte Jesus Mitleid mit den Menschen, weil sie wie Schafe waren, die keinen Hirten haben. Heute müssten wir Mitleid mit Jesus haben, weil er wie ein Hirt ist, der keine Schafe hat.

In den Kirchen versammeln sich die Gläubigen zum Gottesdienst. Zumindest in unseren

20 und 30 Prozent. Wenn es mehr sind als 40, sprechen wir schon von einer Musterpfarrei, wenn nicht gar von einer Wunderpfarrei. Wo sind jedoch die restlichen Katholiken? Die meisten Kirchen werden nach dem Gottesdienst geschlossen. Man will die Diebe fernhalten, aber man hält auch die fern, die Jesus gerne sehen möchte. Die Kirchenschlüssel besiegeln die eucharistische „Einsamkeit“ Jesu. Um es bildhaft und in der Juristensprache auszudrücken: „Jesus wird zur Isolationshaft verurteilt und zwangsweise in eine Einzelzelle eingeliefert“. (Was natürlich nicht bedeutet, dass unsere Gotteshäuser nicht zugesperrt werden dürfen.)

Die tagsüber geschlossenen Kirchen üben auch einen negativen Einfluss auf das Bewusstsein der Gläubigen aus. Es wird der Eindruck verstärkt, dass die Kirchen nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn sich die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt. „*Mein Haus soll ein Haus des Gebetes sein*“. Jesus hat dieses Prophetenwort auf den Tempel in Jerusalem bezogen. Und das sollte nicht für unsere katholischen Kirchen gelten, in denen der wohnt, der unsere Anbetung verdient?

Ist die eucharistische Gegenwart Jesu im Tabernakel rund um die Uhr nur ein praktisches Erfordernis, um das eucharistische Brot für allfällige Versehgänge bereitzuhalten oder als „Reserve“, wenn in der nächsten Messe die Hostien in der Opferschale nicht reichen sollten? Ist die ständige Gegenwart Jesu nicht auch ein eigenständiges Heilszeichen, das er eingeplant hat, um uns seine Liebe und Nähe zu offenbaren? Ist diese Gegenwart nicht auch eine Einladung, mehr noch: ein Aufruf zur Kommunikation? „Ich bin da, damit du auch da sein kannst!“ Die eucharistische Kommunikation ist eine Kombination von Gebet und Besuch bei dem, der im Altarsakrament; unser Ansprechpartner und durch seine physische Nähe überall und jederzeit erreichbar ist. Meistens wird als schmerzhaft und lieblos empfunden, besonders von alten und kranken Menschen, wenn persönliche Besuche durch Telefonanrufe, E-Mails oder Postkarten ersetzt werden. Gewiss kann man jederzeit und überall beten und mit Gott Kontakt aufnehmen, aber die eucharistische Anbetung hat ihre eigenen Spielregeln. Das Gebet vor dem Tabernakel oder vor der ausgesetzten Monstranz hat eine Besonderheit und eine zusätzliche Wirkkraft. Zu allen Erfordernissen eines guten Gebetes kommen noch ein Akt und ein Zeugnis des Glaubens hinzu: „Ich glaube, Jesus, dass du hier bist, deshalb bin ich gekommen, um bei dir zu sein!“

Die eucharistische Anbetung hat noch einen weiteren Vorzug, der bei anderen Gebetsformen nicht so leicht erreicht werden kann: Sie kann „wortlos“ sein. Es genügt das schweigende Staunen und die innere Ergriffenheit. Ich verweise auf das Beispiel des Bauern in Ars, der jeden Tag eine lange Zeit in der Kirche verbrachte. „Was machst du in dieser Zeit“, frage ihn der hl. Pfarrer. „Ich schaue ihn an und er schaut mich an“, lautete die Antwort. Der einfache Bauer war ein Mystiker. So eine „wortlose“ Anbetung sagt mehr aus als ein Schwall von frommen Worten. Niemand muss befürchten, dass er nichts erreicht und dass seine Bitten nicht erhört werden, wenn er schweigt. Auf diese „Wortlosigkeit“ reagiert Jesus *nicht* mit „Tatenlosigkeit“!

Übelassen wir unsere Kirchen, sofern sie offen sind, nicht den Touristen, die in ihnen Kunstschatze bewundern wollen und die es als Wohltat empfinden, dass die Kirchen menschenleer sind; dass sie erholsame Stille und Ruhe vorfinden und dass sie bei ihrem Rundgang nicht behindert werden durch störende Gottesdienste ...

Der hl. Peter Julian Eymard wurde nicht müde, den Gläubigen zuzurufen: „Der Meister ist da und ruft dich!“
